Die Spruch-Tante

Autor(en): **Stiefl-Cermak, Maria**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **290 (2011)**

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-515304

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Spruch-Tante

Maria Stiefl-Cermak

Die meisten Menschen haben eine «Erbtante».

Ich hatte eine, die mir sehr viel mehr für das Leben gab, als «nur» irdische Güter, denn ich hatte eine «Spruchtante».

«Ein Haus kann abbrennen, eine Inflation das Ersparte schlucken, die ideellen Werte aber bleiben immer», war Tantchens Wahlspruch.

Diese Werte gab sie mir mit. Sie muss die ganze Literatur gekannt haben, alle Lebensweisheiten und Aphorismen grosser Dichter und Denker, denn sie hatte zu jeder Gelegenheit und jedem Anlass das Passende parat. Ich habe es bei niemandem erlebt, dass er sich zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit in passenden Versen und Aphorismen ausdrücken kann. Tantchen konnte es.

Einmal sass sie mit meiner Mutter im Garten und sprach über die Zukunft und sagte: «Das Merkwürdige an der Zukunft ist wohl die Vorstellung, dass man unsere Zeit später ‹die gute, alte Zeit› nennen wird, obwohl sie so gut nun auch wieder nicht war. Sicher, sie war nicht so hektisch, eben gemütlicher, aber gut?»

Und dann sprachen sie von einer Frau, die ich nicht kannte, die sich aber, laut Tantchen, niemals von dunklen Zukunftsvorstellungen beeinflussen liess und die, laut Tantchen, «immer auch ein bisschen Mond war». Denn laut Aussage von Mark Twain «ist jeder Mensch auch ein Mond, denn er hat nicht nur eine helle, sondern auch eine dunkle Seite, eine die aber keiner sieht». «Und ich zeige, wie der Mond, immer nur meine helle Seite», sagte sie stolz.

«Ach, die arme Tante hat auch kein schönes Leben», sagte meine Mutter manchmal. «Immer ist sie so allein.»

«Ach nein, so ist das nicht», sagte Tantchen, als sie es einmal hörte. «Ihr müsst mich nicht bedauern. Ich halte es wie Wilhelm Busch der sagte: ‹Wer einsam ist, der hat es gut, weil keiner da, der ihm was tut. Ihn stört in seinem Lustrevier, kein Mensch, kein Tier und kein Klavier. Und niemand gibt ihm weise Lehren, die gut gemeint, doch bös zu hören.› Im Gegenteil, ich habe es doch gut. Kann vielleicht einer von euch sagen, dass er flöten kann, wann er will um angenehm die Zeit zu töten? Und, kann vielleicht einer von euch kräftig pusten und immer ohne Rücksicht pusten?» Wir schauten sprachlos. «Na also», sagte Tantchen, «wusst ich's doch.»

Sie war weder ehrgeizig noch karrierebewusst.

Sie lebte in den Tag hinein und sagte es auch jedem, der es hören wollte.

«Nur wer den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft», sagte sie dann denen, die sie erstaunt anschauten.

Und dann zitierte sie gleich Kleist, der einmal gesagt haben soll: «Man müsste jeden Tag ein gutes Gedicht lesen, eine schönes Gemälde sehen und ein sanftes Lied hören und ein herzliches Wort mit einem anderen Menschen, damit sich auch der schönere Teil in uns Menschen bilden kann.»

Und genau das tat Tantchen. Sie war sehr arm, aber auch sehr stolz.

Wir konnten nie ergründen, weil sie so arm war, weil sie so stolz war oder weil sie stolz war, dass sie arm war. Bei ihrer Lebenseinstellung konnte man das wirklich nicht wissen.

Ihren Lebensunterhalt bestritt sie, indem sie Kindern Musik- und Anstandsunterricht gab (ja, auch so etwas lernte man dazumal). Nie nahm sie für sich in Anspruch, eine grosse Pädagogin oder gute Musikerin zu sein (obwohl sie beides zweifelsohne war).

«Ich tu halt das, was ich kann», sagte sie.

«Wer etwas kann, der tut es», zitierte sie dann.

«Wer etwas nicht kann, der lernt es.»

Und dann sagte sie: «Um ein tadelloses Mitglied der Schafherde sein zu können, muss man selbst ein gutes Schaf sein.» Als ich eingeschult wurde, begleitete sie mich zur Schule, weil meine Mutter an diesem Tag keine Zeit hatte.

Ich jammerte und klagte: «Ausgerechnet an diesem Tag kann sie nicht mitkommen.» Tante sagte: «Jammere nicht, sei froh, sei froh, dass du überhaupt noch eine Mutter hast, und danke Gott und sei zufrieden, denn nicht jedem Menschen hier auf dieser Welt ist ein so grosses Glück beschieden.» Bei der Feier ermahnte uns der gestrenge Rektor, dass wir in der Schule auch tüchtig was lernen sollten, damit wir «was Rechtes» im Leben werden konnten. Beim Heimgehen sagte Tantchen: «Was du immer auch kannst werden. Arbeit scheue nicht und Wachen, aber hüte deine Seele vor dem Karrieremachen.»

«Weisst du, mein Kind, es stimmt schon», sagte sie. «Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr und leider merken wir oft erst am Ende der Schule, dass wir ja eigentlich nicht für die Lehrer, sondern für uns lernen sollten. Aber dann haben wir unsere Schulzeit schon mit lauter

Bedauern hinter uns. Denke daran: Es ist nicht wenig Zeit, die wir zur Verfügung haben, sondern es ist viel Zeit, die wir nicht nutzen. Das sagte schon der alte Seneca. Und der war ein kluger Mann, der musste es wissen.»

Einmal kam ein sehr reicher Mann ins Städtchen. Ich bewunderte sein schönes, grosses Auto und seine teuren, vornehmen Kleider, und als ich ihm einmal mit Tantchen begegnete und er stolz an einem Bettler vorüberging, ohne ihm was in den Hut zu werfen, sagte Tantchen: «Nicht der ist reich, der hat, sondern der, der gibt. Weisst du», philosophierte sie weiter, «solange es Menschen gibt, die auch das verbrauchen, was sie nicht brauchen, wird es immer Menschen geben, die das nicht haben, was sie brauchen. Ausserdem ist ja aller Reichtum vom Schicksal nur geborgt, denn bekanntlich hat das letzte Hemd ja keine Taschen. Jean Paul hat uns gelehrt, dass man einen seligen Tag haben kann, ohne etwas anderes zu haben als einen blauen Himmel und eine grüne Frühlingswiese.»

Als meine Mutter bei ihr einmal über die schlechten Zeiten klagte, sagte Tantchen: «Du solltest nicht klagen, durch Klagen nimmt man dem Leid den Segen. Und ausserdem stimmt es gar nicht, denn es ist ganz anders. Die Menschen sagen immer: Die Zeiten werden schlimmer. Die Zeiten bleiben immer nur, die Menschen werden schlimmer.»

Und wenn Mutter sagte, «dass es doch ein rechtes Kreuz ist, weil sich die Kinder ja so gar nichts sagen lassen», konterte Tantchen: «Lernen wir nicht aus der Geschichte, dass die Geschichte aus der Geschichte gar nichts gelernt hat. Wie viel weniger dann die Kinder von ihren Eltern.» Und dann zitierte sie Emmanuel Geibel, der einmal sagte: «Das ist das alte Lied und Leid, dass die Erkenntnis erst gedeiht, wenn Mut und Kraft verbrauchen. Die Jugend kann, das Alter weiss, du kaufst nur um des Lebens Preis die Kunst, das Leben recht zu brauchen.»

Ich weiss, dass Tantchen Seneca sehr verehrte.

Über der Türe zu ihrer guten Stube hing ein Schildchen, auf dem die Worte standen: «Errare humanum est» (Irren ist menschlich). «Ist es nicht so?», fragte mich dann Tantchen. «Also ärgere dich nicht, wenn du mal was falsch gemacht hast.»

Tante gestand, dass sie die meisten ihrer Sprüche von Seneca ausgeliehen habe.

Von ihm stammten auch die Worte, die sie immer dann zitierte, wenn der Gerichtsvollzieher wieder einmal auf irgendeines ihrer Möbelstücke den Kuckuck klebte: «Was uns das Schicksal nicht für ewig gab, das kann es uns auch nicht rauben.» Einmal sagte Tantchen: «Manche Menschen mögen es nicht, wenn andere anderen alles nachplappern». «Ich weiss. Aber es ist halt so, dass ja eigentlich schon alles gedacht, gesagt und getan wurde. Es gibt ja nichts Neues mehr unter der Sonne.» Und es ist schon so, wie Wilhelm Busch einmal sagte: «So hilft sich ja auch der Poet. Du liebe Zeit, was soll er machen? Gebraucht sind die Gedankensachen schon alle, seit die Welt besteht.»

Tantchen hat mir viel fürs Leben mitgegeben.

Notgedrungen auch das, was schon «gebraucht» war.

Besonders ihre Worte über das Leben – sie wusste es selbst nicht mehr, welcher Heiliger sie einmal gesagt hatte – haben mich mein ganzes Leben lang, bisher, begleitet: «Wenn alles eben käme, wie du gewollt es hast. Und Gott dir gar nicht nähme und gab dir keine Last. Wie wär's da um dein Sterben, du Menschenkind bestellt? Du müsstest fast verderben, so lieb war dir die Welt.»